

Das empirische Priesterbild im Wettbewerb der Berufsbilder

Von Christoph Theodor Wagner, Neuß

Vorbemerkung:

Meine Vorträge zum Thema Priesterbild wurden an Ort und Stelle auf Bitten der Teilnehmer um ein zweites, mehr improvisiertes Referat über Aspekte des Priesterberufs in empirischer Sicht erweitert. Die dadurch ausgelösten Diskussionen brachten noch ein drittes Thema zur Sprache, nämlich das Verhältnis des planenden und werbenden Verhaltens zur Wirksamkeit der Gnade.

Die Ergebnisse der Diskussion zum Thema Priesterbild sind in die vorliegende Fassung eingearbeitet worden; diese ist also keine bloße Wiederholung des Vortrages, sondern eine Fortsetzung des Gesprächs mit den Dialogpartnern. Die beiden zusätzlichen Fragestellungen erscheinen mir jedoch so bedeutsam, daß ihre Behandlung gesonderten Studien vorbehalten bleiben muß.

Die Titel der sozialpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, die hier sinngemäß zitiert werden, sind nicht genannt, da sie mit einer Ausnahme nur den Auftraggebern zur Verfügung stehen.

KEIN MENSCH IST EINE INSEL

„Kein Mensch ist eine Insel“ sagt John Donne in einem berühmt gewordenen Gedicht. Kein Priester darf eine Insel sein, denn er ist für die Welt bestellt. Er ist aus ihr nur deshalb herausgerufen, um in sie noch stärker hineinwirken zu können. Und nur dann ist sein Abstand zur Welt fruchtbar für sein priesterliches Wirken, wenn er ihn sich selber geschaffen hat, um Abstand und Übersicht zu gewinnen. Nur dann, wenn er ihn jederzeit selbst aufgeben kann, sobald es die Situation erfordert.

Heute jedoch ist der Abstand zwischen Kirche und Welt, zwischen Priester und Gemeinde schon längst nicht mehr zu steuern. Die Gefahr ist groß, daß die Verbindungswege zwischen beiden Polen immer weniger zahlreich, immer länger und schmaler werden. Schon haben wir uns daran gewöhnt, Gegensätzlichkeit und Eigengesetzlichkeit von Kirche und Welt als selbstverständlich zu akzeptieren. Ja, die Entfernung zwischen beiden Polen ist so groß geworden, daß ein einzelner, der zwischen beiden vermitteln will, nahezu hoffnungslos überfordert ist. Immer weniger Menschen ertragen die Spannung, voll und ganz in Kirche und Welt gleichzeitig zu leben und beide Welten gleichermaßen ernst zu nehmen. Sie entscheiden sich oder sie dulden, daß für sie entschieden wird: entweder aktiv in der Welt mitzuwirken und in der Kirche passiv und traditionell zu bleiben, oder sich auf den Pol der Kirche zu stellen, die Welt von ihr aus zu beurteilen, oft zu verurteilen oder nur noch die Auseinanderbewegung zu registrieren.

Besonders eigenwillige Persönlichkeiten versuchen diese Auseinanderbewegung zu verlangsamen, indem sie sich jeweils auf den anderen Pol begeben: antiklerikale Priester, die aus Solidarität mit der Welt zu handeln suchen, und superklerikale Laien, die aus Solidarität mit dem Klerus ihre Position in der Welt nahezu aufgeben.

Diese unfreiwillige Distanz zwischen Kirche und Welt ist wohl eines der Hauptprobleme des Priesterberufes. Denn wer könnte vergessen, daß die großen Zeiten der Kirche gerade jene Zeiten waren, in denen Kirche und Welt konzentrisch waren, in denen ihre Strukturen koinzidierten. Rom war Mittelpunkt eines Weltreiches, nicht nur Zentrum der Kirche. In einem Dorf steht auch heute noch die Kirche in der Mitte des Territoriums und überragt alle anderen Gebäude. Es ist uns nicht gegeben zu glauben, daß solche überschaubaren Zustände, auf die wir mit Heimweh zurückblicken mögen, sich so bald wiederholen könnten. Aber kein Priester und kein Christ wird verzichten können auf den Wunsch, ein integrierter Mensch zu werden, der sich wenigstens in seiner Person über die Trennung von Werktag und Sonntag, von weltlicher Wirksamkeit und christlichem Sein, von Beruf und Glauben hinwegsetzt. Es bestünde jedenfalls keine Chance zu irgendeiner Form von Heiligkeit mehr, wenn die Möglichkeit entfällt, beide Welten, in denen wir stehen, zu integrieren.

Zunächst aber müssen wir zugeben, daß der Abstand zwischen Welt und Kirche nicht nur besteht, sondern sich immer noch weiter vergrößert. Die Welt wandelt sich. Diese Wandlung ist zum einzig beständigen Moment geworden. Die ständige Wandlung beschleunigt sich sogar noch weiterhin. Doch erst seit wenigen Jahren hat die Kirche Wandlung wieder als das anerkannt, was sie für die Welt schon seit langem ist: Zeichen des Lebens und Ausweis geistiger Leistung. Das bedeutet einen prinzipiellen Übergang der Kirche auf den Rhythmus der Welt. Man könnte nun meinen, damit habe sich die Aufgabe des Priesters erleichtert und seine Spannung gemindert. Das aber ist keineswegs der Fall. Hatte er nämlich früher nur die sich wandelnde Welt im Auge zu behalten, während er auf dem festen Gestein der Kirche stand, so steht er heute zwischen zwei sich verändernden Polen: Kirche und Welt, die sich beide verändern. Damit wird von ihm de facto nicht nur die einmalige Wandlung des Menschen zum Christen und des Mannes zum Priester verlangt, sondern eine sich fortsetzende Wandlung, ja sogar eine sich beschleunigende Änderung des eigenen Verhaltens in gleichem Rhythmus mit der Welt. Wer vielleicht bisher gewohnt war, nur Weisungen auszuführen und seinen Oberen zu gehorchen, von dem wird plötzlich eine ungemein schöpferische Leistung verlangt, für die er kaum ausgebildet sein dürfte: die Anpassung. Eine Anpassung, für die es prinzipiell keine Rezepte geben kann. Eine Anpassung, die dennoch bewältigt werden muß, denn Voraussetzung jedes Angebots an andere ist die Lösung der eigenen Probleme des Anbietenden.

Der Priester hat einen paradoxen Auftrag: Er darf den Antrag Christi nicht preisgeben, indem er sich der Welt in vorschneller oder opportunistischer Weise anpaßt. Er muß aber die Welt ernst nehmen, um überhaupt in ihr wirken und seinen Auftrag ausführen zu können. Er muß sogar noch mehr leisten, als sich an die Welt von heute anzupassen; er muß die Welt von morgen antizipieren, denn eine nachhinkende Kirche, eine Kirche ohne Vorsprung vor ihrer Zeit (biblisch gesprochen: ohne Eschatologie) ist kein Angebotsträger. Und ein Priester, der aus dem Gestern heraus in die Welt hineinwirken will, verurteilt sich selbst zur Wirkungslosigkeit.

DER GUTE WILLE GENÜGT NICHT MEHR

In einer statischen und daher überschaubaren Welt kennt man die Gesetze und Spielregeln der Gesellschaft. Der Christ hat in einer solchen Welt primär die Aufgabe, ein waches Gewissen und einen guten Willen zu entwickeln. Wer sich heute auf diese Leistung beschränkt, verzichtet damit auf jedes Einwirken in die Welt und verstärkt nur seine eigene Isolierung. Er wird immer wieder erleben, daß er keinen Erfolg und kein Echo hat und gerät dann in die pharisäische Versuchung, die Welt verantwortlich zu machen für seine eigene Wirkungslosigkeit, anstatt sich selber die Schuld zu geben.

Aber auch die so modern, fast möchte man sagen, modisch gewordene Beschäftigung mit dem Selbstverständnis des Christen und des Priesters kann nicht die Lösung des Anpassungsproblems bringen. Zunächst einmal kann kein Mensch sich selbst voll und ganz erkennen. Er wird sich immer ein Geheimnis bleiben. Das gilt auch für einen Berufsstand, erst recht für das Priestertum. Sodann muß jede Selbsterkenntnis, die mit den Mitteln des Bewußtseins allein vorangetrieben wird, am Ende scheitern. Die empirischen Wissenschaften haben uns gezeigt, wie sehr unser Handeln von ungeprüften Meinungen abhängig ist, ja von Motiven, die uns gar nicht erst bewußt werden. Es wäre also weder erfolgsversprechend noch zeitgemäß, sich vom Bewußtsein allein eine Klärung der eigenen Lage zu erwarten. Was bisher von Priestern über den Priesterberuf geäußert und geschrieben wurde, ist befangen im hermeneutischen Zirkel. Es ist weder kraftvoll genug als Spekulation, noch präzise genug als empirische Forschung. Der Priester ist nicht nur vom eigenen Bewußtsein und Gewissen her zu bestimmen, sondern muß auch von seinen Aufgaben und Funktionen her gesehen werden. Diese Aufgaben stellt ihm die Welt. Insofern hätte die Analyse dieser Welt sogar Vorrang vor der Analyse des priesterlich Selbstverständnisses. Ist der „Suchende Bruder“ Karl Rahners wirklich nur deswegen aktuell, weil vom Selbstverständnis des Priesters her die Momente des Suchens und des Brüderlichen zum Priestertum gehören? Oder nicht vielmehr deswegen, weil und insofern die Welt einen

suchenden Bruder erwartet und braucht? Ist es tatsächlich nur ein Anruf an die priesterliche Gesinnung, das zeitweise in Vergessenheit geratene Moment der Diakonie, wieder ernst zu nehmen? Oder ist dieser theologische Ansatz nicht vor allem deswegen interessant, weil in der Welt eine enorme Nachfrage nach Dienstleistungen eingesetzt hat, die der Priester als seine persönliche Chance sehen muß, wenn er überhaupt im Wettbewerb bestehen will? — Und selbst wenn wir uns auf das Selbstverständnis beschränkten: Wie kommt es, daß so wesentliche Signaturen der Zeit — wie etwa der Wettbewerb — darin fehlen?

DAS PRIESTERLICHE SELBSTVERSTÄNDNIS FÜHRT IN EINE SACKGASSE

Die Diskussion um das priesterliche Selbstverständnis kann zweifellos noch lange fortgeführt und in Einzelfragen vertieft werden. Grundsätzlich aber besteht die Gefahr, daß diese Diskussion in eine Sackgasse führt. Es gibt wohl nur eine Möglichkeit, diese Diskussion für eine Steigerung der Anpassungsfähigkeit der Kirche nutzbar zu machen, nämlich: die Welt zu befragen und sprechen zu lassen. Die Welt hat Fragen an die Kirche, die Welt hegt Erwartungen an den Priester. Diese Fragen lassen sich erforschen, und zwar durch die empirischen Wissenschaften; diese Fragen und Erwartungen schließlich lassen sich zusammenfassen in dem, was wir das empirische Priesterbild nennen möchten, — das Bild, das sich die Welt vom Priester macht. Das Priesterbild ist etwas völlig anderes als das Selbstverständnis. Es ist nicht spekulativ, sondern empirisch. Es ist nicht das Bild der Priester von sich selbst, sondern der Nichtpriester vom Priester. Fast könnte man sagen, das Selbstverständnis sei der ärgste Feind des Priesterbildes gewesen, denn die Konzentration auf das Selbstverständnis hat bisher geradezu verhindert, daß das Priesterbild erhoben wurde. Vielleicht hat man auch — mit Recht — befürchtet, daß dieses Priesterbild, wenn man es einmal zusammenfügt, etwas Erschütterndes haben könnte. Und dennoch: wer daran mitarbeiten will, die Kluft zwischen Kirche und Welt zu schließen, der muß nach dem Priesterbild fragen. Er muß fragen, wie es aussieht und ob es dem Auftrag Christi und dem Selbstverständnis des Priesters entspricht. Jeder Priester muß sich diese Frage stellen. Ein Priesterseelsorger aber in ganz besonderer Weise, denn an ihn werden die Probleme vieler Priester herangetragen. Er hat die beste Möglichkeit, das empirische Priesterbild mit dem Bild des Priesters von sich selbst zu vergleichen. Ja, er hat darüber hinaus eine außerordentliche Chance, das Priesterbild mit zu prägen, denn er ist nicht nur Priester, sondern Berater von Priestern, und niemand bestimmt in so entscheidender Weise das Priesterbild wie der Priester selbst, sein Verhalten, sein Auftreten, sein Wirken.

JEDE ZIELGRUPPE HAT IHR EIGENES PRIESTERBILD

Wenn wir die Welt und den Kommunikationsprozeß zwischen Kirche und Welt übertrieben genau nehmen würden, so müßten wir davon ausgehen, daß es ebensoviele Priesterbilder gibt, wie Personen, die eine Vorstellung vom Priester haben. Um zu einer pragmatischen Klarheit über das empirische Priesterbild zu kommen, mag es jedoch genügen, das Priesterbild bei bestimmten Zielgruppen zu erheben, also bei sozialen Gruppen, die auf Grund ihrer gemeinsamen Merkmale für die Kirche interessant sind, z. B. Katholiken und Nichtkatholiken, Männer und Frauen, Priester und Laien. Vollkommen durchsichtig wäre das kirchliche Arbeitsfeld dann, wenn wir die Priesterbilder all dieser Gruppen zusammenfügen und vergleichen könnten. Von einem solchen transparenten Zustand sind wir jedoch noch weit entfernt! Bisher hat sich die Untersuchung des Priesterbildes aus naheliegenden Gründen auf potentielle Priester und Seminaristen beschränkt und von diesen Untersuchungen können als methodisch abgesichert nur zwei Befragungen gelten, die beide unter katholischen Oberschülern veranstaltet wurden. Unter methodischer Sicherheit verstehen wir, daß hier die Befragungsmethode die Ergebnisse nicht verfälschen konnte — dazu war es nötig, das Befragungsziel zu verschweigen. Die Quantifizierung, also die zahlenmäßige Fassung der Ergebnisse, gehört dagegen nicht zu den unabdingbaren Voraussetzungen methodischer Gültigkeit einer solchen Studie. Je tiefer wir nämlich in den Bereich der Motivationen vorstoßen, desto weniger können uns Zahlen dienen, die Ergebnisse auszudrücken.

Wir werden im Folgenden die Ergebnisse dieser beiden Untersuchungen zusammenfassend darstellen. Eine davon wurde in Österreich, die andere in Nordrhein-Westfalen durchgeführt. Sie waren nicht aufeinander abgestimmt. Sie führten dennoch zu so ähnlichen Schlüssen, daß das in ihnen erhobene Priesterbild überregionale Bedeutung hat und entsprechende Beachtung verdient.

Wie also sieht der katholische Oberschüler den Priester? Wie sieht jene Befragungszielgruppe den Priester, die zu schätzungsweise zwei Drittel selber einmal mit dem Gedanken gespielt hat, Priester zu werden, und die zu etwa einem Drittel objektiv in Frage käme, als Priesterkandidat angenommen zu werden?

ENTSCHEIDUNG ZUM PRIESTERTUM:

KEINE FREIE WAHL, SONDERN HÖHERE GEWALT

Die männliche Jugend betrachtet den Priesterberuf überhaupt nicht als einen Beruf, zu dem man sich nach Abwägen vieler Momente und Kenntnisnahme mancher anderen Berufe in vernünftiger Weise entscheiden kann. Auch solche Befragten, die eine Neigung zu diesem Beruf verspüren, halten Eignung und Neigung nicht für ausreichend — sie warten auf

ein übernatürliches, außergewöhnliches Erlebnis. Ein Geschehen nach dem Vorbild des Vorgangs von Damaskus. Etwas Zwingendes, dem sich der Betroffene nicht entziehen kann, das ihn fast vergewaltigt, das ihm aber die personale Entscheidung zum Priestertum vollständig abnimmt. Eine vernünftige Entscheidung zum Priesterberuf traut niemand sich zu.

Mit der Entscheidung zu diesem Beruf fühlt sich der Befragte überfordert — der Priesterberuf setzt absolute Glaubensgewißheit voraus, und wer könnte für seinen Glauben garantieren? Ein suchender Priester wäre verzweifelt, und ein zweifelnder Priester gescheitert. Darüber hinaus wird die Entscheidung zum Priesterberuf früher als in anderen akademischen Berufen gefordert, und sie bedeutet eine endgültige Festlegung. Man scheint das Theologiestudium nicht in der sonst üblichen Experimentierhaltung beginnen zu können, und man glaubt auch nicht, daß man es anderweitig verwerten könne. Schließlich ist die Entscheidung zum Priestertum weit mehr als eine Berufsentscheidung — sie ist eine Festlegung in allen Lebensbereichen: Beruf und Arbeitsplatz, Liebe und Ehe, Nachkommenschaft und gesellschaftlicher Existenz.

Die Entscheidung zum Priestertum gilt als nicht nachvollziehbar. Damit wird eine außengeleitete Berufung notwendig, die man bei jedem, der Priester wurde, vermutet. Selber läßt man den Wunsch nach dem Priesterberuf fallen, wenn sich kein außergewöhnliches Erlebnis einstellt.

DER PRIESTER VERÄNDERT DIE WELT NICHT MEHR

Als Arbeitsfeld des Priesters wird nur noch ein Ausschnitt der Gesellschaft gesehen — diejenigen Mitmenschen also, die sich von der Kirche leiten lassen und im Stil einer nichtmissionarischen Erhaltungsseelsorge betreut werden. Seinen Schwerpunkt hat der Priester jedoch auf der Schattenseite des Lebens, wo ihm die Aufgabe zufällt, Trost zu spenden. Auch auf diesem Gebiet aber ist die Konkurrenz erfolgreicher: Ärzte können heilen, der Priester kann nur trösten. Und selbst diese Schattenseite des Lebens ist ein schrumpfendes Arbeitsfeld, denn Wohlstand und organisierte Fürsorge engen den Priester immer weiter ein.

Ein positives Verhältnis zur Welt der aktiven Menschen wird beim Priester nicht vermutet — Technik und Wirtschaft bleiben ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Als Akademiker gilt er nur im blassen Sinne des Gebildeten, der Traditionswissen speichert. Beiträge zur Forschung, die heute die Welt verändert, werden von ihm nicht erwartet, ebensowenig wie eine selbständige wissenschaftliche Betätigung. Wiederum sind es die anderen, die entdecken und erfinden und die Welt zu einer besseren Welt umgestalten. Selbst im Bereich des Christlichen im engeren Sinne ist der Priester nur partiell tätig: Während die jüngeren Jahrgänge bis etwa zum fünfzehnten Lebensjahr Priester und Missionar noch gleichsetzen und aus diesem Grunde den Weltpriesterberuf noch bewußt anstreben, ordnen die

Älteren dem Priester keinerlei missionarische oder apostolische Tätigkeit mehr zu. Diejenigen also, die unmittelbar vor der Berufswahl stehen, betrachten den Priester nur noch als reinen Verwalter eines mehr oder minder gesicherten Bestandes.

Trotz dieser geringen Einschätzung des priesterlichen Arbeitsfeldes gilt der Priester jedoch als überlastet und überfordert.

FORMALISIERTE TÄTIGKEIT OHNE PERSONALEN SPIELRAUM

Der Priester wird in seiner Tätigkeit weitgehend als Altarfunktionär gesehen, der in immer wiederkehrender Weise die heilige Handlung vollzieht, ohne darin irgendeinen Spielraum für eigene Leistung oder selbständige Interpretation zu haben. Erstaunlicherweise werden auch die personalen Aufgaben des Priesters als völlig formalisiert betrachtet: Beicht hören gilt als lästige und unpersönliche Aufgabe, und Predigen ebenfalls. Am Priesterbild läßt sich kein einziges Moment des Individuellen mehr erkennen. Das liegt an der augenscheinlich geforderten völligen Identifizierung der Priesterpersönlichkeit mit ihrem Beruf.

Auf Grund dieser Identifizierung glaubt man, der Priester habe keine Freizeit, kein Hobby, ja er könne auch keine Freunde haben. Weder Natur- noch Kunsterlebnisse werden bei ihm vermutet. Diese Identifizierung bedeutet gleichzeitig eine Armut an gesellschaftlichen Rollen: Ist der normale Mann als Vater und Ehepartner, als Berufstätiger und Akademiker, als Katholik und in vielen anderen Rollen anzusprechen, so der Priester immer nur als Priester. Priesterkleidung und Zölibat werden als Ausdruck dieser Rollenarmut, dieser Beschränkung der mitmenschlichen Kommunikation gesehen. So glaubt man, daß der Priester mit der Welt nur noch durch einen schmalen Korridor verkehrt — und im übrigen als Mensch dadurch eine deutliche Wertminderung erlebt.

EIN STATISCHER BERUF — UND DENNOCH ÄUSSERST RISKANT

Es wird allgemein vermutet, daß Priester aus unteren gesellschaftlichen Schichten stammen — oft findet sich die Formulierung „Flüchtlinge“. Auf indirekte Weise werden also dem Priesterberuf Aufstiegschancen zugestanden, und zwar in der Intergenerationenmobilität vom Vater auf den Sohn. Das bleibt aber auch das einzig dynamische Merkmal des Berufs. Karrieremomente, Arbeitsplatzwechsel, Fortbildung und Freizügigkeit fehlen dem Priesterbild völlig, ganz abgesehen von der Möglichkeit, den Beruf ganz aufzugeben oder sich aus ihm zurückzuziehen.

Merkwürdigerweise aber gilt dieser statische Beruf als finanziell unsichert. Das stellt einen latenten Widerspruch im Priesterbild dar: Statische Berufe haben möglicherweise geringere Einkommen, aber in der Regel größere Sicherheit. Doch dieser Widerspruch ist nicht die einzige Konfliktdimension des Priesterbildes.

Wir haben sogar Grund zu vermuten, daß das Priesterbild das am meisten konfliktgeladene Berufsbild überhaupt sein dürfte. Zum Beispiel läßt sich bei vielen jungen Katholiken ein Druck feststellen, unter dem sie bei Erörterung des Priesterberufs stehen: Sie wissen, daß sie selbst dafür in Frage kommen, und sie wissen um die Wichtigkeit dieses Berufs. Aber das Risiko einer positiven Entscheidung erscheint ihnen zu groß!

Risikant ist die frühe Festlegung auf einen Beruf und das Eingehen einer Bindung auf lange Sicht. Riskant ist es, ein Studium zu beginnen, das inhaltlich unbekannt und — wie man glaubt — anderswo unanwendbar ist. Riskant ist es ferner, auf den eigenen Glauben zu bauen. Einengung des Arbeitsfeldes, Formalisierung der Tätigkeit, Rollenarmut und Kommunikationsverengung — all dies gefährdet die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit.

Wenn nun in diesem Umfang Verzichtleistungen gefordert werden, fragt es sich: Welche Lohnmomente enthält das Priesterbild? Welche positiven Momente bieten einen Ausgleich für die Nachteile? Klare Vorteile — das kann hier deutlich gesagt werden — enthält das Priesterbild nicht, sondern allenfalls Vermutungen über mögliche Vorzüge. Beim Priester wird zum Beispiel eine spezielle Gottnähe vermutet — doch welcher Art sie sein mag, darüber herrschen keine genaueren Vorstellungen. Die Identifizierung des Priesters mit seinem Beruf wird nicht nur als Belastung gesehen, sondern auch als Chance der personalen Integration. Auch die Exklusivität des Priesterstandes mag für eine kleine Minderheit etwas Attraktives besitzen. Aber im ganzen läßt sich doch sagen, daß der Priesterberuf als Beruf ohne Erfolg, ohne Lohn und ohne greifbare Vorteile erscheint, — bei einer Fülle von Verzichten und Risiken.

WELCHE ERWARTUNGEN AN EINEN IDEALEN BERUF HAT DIE JUGEND?

Um vollends ermessen zu können, welche werbende Wirkung das empirische Priesterbild auf die Jugend ausübt, müssen wir es in den Wettbewerb der konkurrierenden Berufsbilder stellen und am Erwartungsbild der Jugend messen. Um diesen Vergleich abzukürzen, konstruieren wir das Idealbild eines modernen Berufes, indem wir einige entscheidende Merkmale solcher Berufe zusammenfassen, die heute keine Nachwuchsprobleme haben.

Ein zeitgemäßer Beruf verspricht denen, die ihn ergreifen, ein aktives Einwirken in die Welt und Einfluß auf die Gesellschaft. So haben zum Beispiel Professoren Einfluß, Politiker Verfügungsgewalt und Datenverarbeitungsfachleute Einwirkung auf die Zukunft — wenn man die öffentliche Meinung befragt. Das alles erwartet die akademische Jugend. Sie erwartet ferner: Möglichkeiten zu Optimierung der eigenen Person, Chancen

zum Experiment mit der eigenen Leistung. Geplante Rotation, Fortbildungskurse, Aufstiegschancen und Auslandsreisen gehören dazu. In der letzten Konsequenz strebt die Jugend dann nicht an einen bestimmten Arbeitsplatz, sondern in eine möglichst große Firma, die schon einen Arbeitsmarkt für sich allein darstellt.

Als selbstverständlich wird ein hohes Maß an Sicherheit gefordert; nur um greifbarer gegenwärtiger Vorteile verzichten etwa Werbefachleute auf langfristige Absicherung. Ebenso selbstverständlich ist die strikte Trennung von Arbeit und Freizeit, Geschäft und Freundschaft, kurzum, all die Möglichkeiten der Entspannung und Entlastung.

Berufe, die in dieser Hinsicht besondere Anforderungen stellen — wie etwa Ärzte und Apotheker mit ihrer Tag- und Nachtbereitschaft — müssen konkrete Vorteile bieten, um solche Nachteile auszugleichen.

Zwei Drittel aller Akademiker streben in Berufe, in denen sie mit Menschen umzugehen haben werden. Sie verlangen Kontakt-Möglichkeiten. Kontakte gehören zum modernen Berufsbild, selbst wenn diese Kontakte letztlich immer auf Distanz bleiben.

Schließlich haben die modernen Berufe gemeinsam, daß sie in einem „ideologiefreien“ Bereich wirken. Hier wird keinerlei Festlegung in Fragen des Glaubens und der Gesinnung erwartet. Auch dieses Merkmal gehört zum Berufsideal. Nur noch eine Minderheit erstrebt die Bindung. Und auch die ideologisch Gebundenen — etwa die Politiker — gestalten ihre Berufswelt immer mehr zu einer Welt, in der dieselbe Sachlogik und dieselben allgemeinen gesellschaftlichen Spielregeln wie überall sonstwo dominieren.

Für einen Beruf, der diese idealtypischen Merkmale hat, bringt man auch große Opfer, verlängerte Ausbildung, anstrengende Berufsarbeit, Trennung von der Familie, ausgedehnte Reisen, — all das wird in Kauf genommen, wo man das Bewußtsein hat, in der richtigen Firma, am richtigen Arbeitsplatz zu sein. Immer aber werden die Verzichtleistungen an der Endposition gemessen, die man anstrebt.

Es wäre noch zu prüfen, ob nicht auch Priesterkandidaten und Priester im Grunde dieselben Erwartungen an ihren Beruf hegen wie ihre Zeitgenossen. Und ob sie nicht mit einer gewissen Enttäuschung zu kämpfen haben, wenn sie allzustarke Abweichungen des allgemeinen Berufsideals vom Bild des Priesterberufs erkennen. Wir können hier jedoch nur eine Gegenüberstellung des Priesterbildes des katholischen Oberschülers mit dem Idealbild ihrer Generation versuchen. Schon daraus werden wir ablesen können, wie sehr Priesterbild und idealtypisches Berufsbild sich voneinander entfernt haben.

IST DAS PRIESTERBILD NOCH WETTBEWERBSFÄHIG?

Wenn man das empirische Priesterbild befragt, wirkt der Priester nicht mehr in diese Welt hinein — und damit fehlt ihm ein wesentliches Merkmal des Erwartungsbildes der Jugendlichen an ihren Beruf. Der Priester hat — wiederum in der Meinung der Jugendlichen — keine Möglichkeit, sich selbst zu optimieren und in seiner Wirksamkeit durch Förderungsmaßnahmen gesteigert zu werden. Das heißt: Die Kirche wird nicht als Arbeitsmarkt der unbegrenzten Möglichkeiten gesehen, sondern als eng eingegrenztes Arbeitsfeld. Sie ist insofern als Arbeitgeber nicht gerade interessant. Sie bietet nicht einmal normale materielle Sicherheit. Auch die vielen Kontaktmöglichkeiten „auf Distanz“, die der normalen Berufserwartung entsprechen, sind im Priesterbild nicht enthalten, sondern nur wenige, eingeschränkte und stark formalisierte Kontakte.

Vor allem aber ist das Priesterbild haargenau das Bild eines Berufes, der Festlegungen in Fragen des Glaubens und Gewissens verlangt. Er ist damit aus dem Wettbewerb der modernen Berufsbilder herausgenommen. Zusammenfassend nimmt es nicht wunder, daß die Entscheidung für den Priesterberuf angeblich der „Außenlenkung“ bedarf, da das Priesterbild im Wettbewerb der Berufsbilder nicht bestehen kann. Kein einziges Merkmal des Priesterbildes entspricht genau der Berufserwartung junger Männer. Dafür aber enthält es Risiken und Konfliktdimensionen wie kein anderes Berufsbild, ohne deutlich erkennbare Vorzüge zu bieten.

DAS PRIESTERBILD SCHWÄCHT DAS BEHARRUNGSVERMÖGEN

Die Tatsache, daß das empirische Priesterbild nicht wettbewerbsfähig ist, ist natürlich für den Priesternachwuchs von eminenter Bedeutung. Nach einer Schweizer Untersuchung tragen sich etwa 6 von 10 katholischen Jungen im Alter von 10 Jahren ein Jahr lang oder länger mit dem Berufswunsch: Priester zu werden. Das bedeutet, daß das Priesterbild sich der größten Präsenz irgendeines Berufsbildes beim katholischen Jugendlichen erfreut. Dann aber kommt der große Schwund: Die Zeit der Reifung und Bewußtwerdung anderer Auswahlmöglichkeiten arbeitet gegen den Priesterberuf. Zur Zeit des Abiturs sind dann nur noch 3 % der Oberschüler entschlossen, Priester zu werden. Das bedeutet: Das Priesternachwuchsproblem ist keineswegs ein Problem mangelnder Wunschweckung, denn das Priesterbild ist ja fast überall präsent. Es ist vielmehr ein Problem mangelnder Beharrung: Das Priesterbild kann im Wettbewerb der Berufsbilder nicht lange bestehen und auch einen bereits für das Priestertum gewonnenen Oberschüler in seiner Vorentscheidung nicht bestätigen. Dieses Phänomen „Beharrungsschwund“ ist von den Seminaren her bekannt und zum Teil gemessen worden. Er dürfte aber ein durchgehendes Phänomen sein: Vom Kindesalter bis hinein in das Berufsleben geweihter Priester, denn auch für den Priester selbst ist es sicherlich nicht ohne Be-

deutung, ob er einem Beruf angehört, dessen Bild in extremer Weise wettbewerbsfremd erscheint.

Wenn das Beharrungsvermögen der Priesterkandidaten vom empirischen Priesterbild beeinflußt wird, müssen wir uns fragen, ob die Gestalt des gegenwärtigen Priesterbildes nicht zu einer negativen Selektion des Priesternachwuchses führt.

Wer in Distanz zur Welt leben und sich von den Menschen und ihren Problemen zurückziehen will, könnte auf Grund des gegenwärtigen Priesterbildes durchaus versucht sein, Priester zu werden und sich für den gewünschten Priestertyp zu halten. Dabei ist der Priester eindeutig für die Menschen bestellt, zum Kommunikator zwischen Gott und den Menschen. Wer hingegen in die Welt einwirken will und sie verändern möchte, dürfte auf Grund des gegenwärtigen Priesterbildes kaum noch erwägen, um dieses Wunsches willen Priester zu werden. Vielleicht sollte aber gerade er Priester werden, wenn wir den Auftrag Christi richtig verstehen, d. h. wenn wir dem apostolischen Moment den Vorrang geben!

Seminaristen und Priester müssen auf Grund des gegenwärtigen Priesterbildes das Gefühl haben, in einer atypischen Minderheit zu stehen und völlig antizyklisch zu handeln. Gewiß wird der Priesterberuf immer etwas Inopportunes, Gegenläufiges zur Zeit aufweisen. Aber auch Priesterkandidaten und Priester brauchen eine Bestätigung dafür, daß sie den richtigen Beruf gewählt haben. Betriebsklima-Psychologen pflegen in diesem Zusammenhang zu zitieren, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Und in einer Welt, in der materieller Wohlstand mehr und mehr selbstverständlich wird, verlagern sich die personalpolitischen Probleme immer mehr auf die Fragen der Anerkennung und Bestätigung der Arbeitsleistung. Ein Lufthansa-Kapitän wird das Gefühl haben, den richtigen Beruf auszuüben — dafür sorgt schon die Werbung. Und ein Postbote erfährt in der Saison von Weihnachten bis Neujahr soviel Anerkennung, daß er meßbar weniger krank wird in dieser Zeit und daraus die Kraft schöpft für ein Jahr verborgenen und unterbewerteten Dienens.

Es wäre also durchaus unrealistisch, vom Priester zu verlangen, zeit seines Lebens ohne Bestätigung auszukommen; wo vielmehr die Anerkennung fehlt, mindert sich die Arbeitsleistung.

DAS PRIESTERBILD MINDERT DIE PRIESTERLICHE WIRKSAMKEIT

Doch nicht nur Selbstbewußtsein und Arbeitsfähigkeit, sondern sogar das Arbeitsfeld des Priesters wird durch das empirische Priesterbild ständig eingeengt. Die Gläubigen verlangen vom Priester immer nur soviel, wie dieses Priesterbild erwarten läßt. Wenn man dem Priester beispielsweise nicht mehr zutraut, daß er den in der Welt stehenden Menschen ernst nimmt, trägt man seine persönlichsten Probleme nicht mehr an ihn heran,

sondern nur noch formalisierte Seelsorgeprobleme. Man kann also ohne Übertreibung sagen, daß unter dem gegenwärtigen Priesterbild die ganze Kirche leidet: Oberschüler werden in ihrem Beharrungswillen geschwächt, Priesterkandidaten in negativer Weise gefiltert, Seminaristen in Unruhe versetzt und Priester in ihrer Wirksamkeit beschnitten. Es ist also eine dringende Aufgabe für alle, die der Kirche dienen wollen, an einer Verbesserung des Priesterbildes mitzuarbeiten. Diese Aufgabe wird um so dringender, je mehr wir uns darüber klar werden, daß nur noch von der psychologischen Seite her, nur noch durch Innenleitung, Impulse für die Kirche ausgehen können. Die Kräfte des Milieus nämlich haben aufgehört, für die Kirche zu wirken.

DIE KIRCHE VERLIERT IHR RESERVOIR

Die Zeit arbeitet deshalb gegen die Kirche, weil die Kirche sich an bestimmte, jetzt jedoch zurückgehende Milieufornen gebunden hatte, weil sie 1800 Jahre lang auf das Agrarmilieu eingestellt war und im Grunde heute noch daran gebunden ist. Vom Gleichnisschatz der Evangelien bis zum Organisationsprinzip des territorialen Pfarrsystems ist sie optimal angepaßt an die Agrarstruktur. In den letzten 160 Jahren der Industrialisierung aber ist der Bevölkerungsanteil der Landwirte und damit die Bedeutung des Agrarsystems zurückgegangen von 74 % auf 10 % in der Bundesrepublik, auf 5 % in Nordrhein-Westfalen und auf weniger als 2 % im eigentlichen Ruhrgebiet. Damit ist der Markt der Kirche enorm geschrumpft. Die Probleme der nachrückenden Industrie oder gar des ständig ansteigenden Dienstleistungsgewerbes sind noch in keiner Weise durch strukturelle Maßnahmen der Kirche beantwortet worden. Einen neuen Markt hat sie sich noch nicht geschaffen. Das hat zur Folge, daß Gesamtmilieu, Elternhaus und Schule immer weniger zu Kirchenbesuch oder gar zum geistlichen Stand hindrängen. Es gibt kein „Nachwachsen“ von Priestern mehr.

Eigene Untersuchungen haben ergeben, daß etwa 94 % aller deutschen Priester aus einem klar definierbaren Familientyp hervorgegangen sind: Aus einer Nichtakademiker-Familie mit drei oder mehr Kindern, in der beide Eltern praktizieren. Dieser Familientyp ist in rapidem Rückgang begriffen, zur Zeit entspricht ihm nur noch etwa jede 11. deutsche katholische Familie. Die Zukunft muß uns Priester aus atypischem Milieu bringen — oder die Gemeinden werden unversorgt sein. Priester aus atypischem Milieu gewinnen heißt aber: die psychischen Faktoren zu verstärken, dem Priesterbild Anziehungskraft zu verleihen und sich nicht mehr auf eine Kittung des Milieus zu verlassen. Würde nämlich die gegenwärtige Entwicklung ungesteuert und unverändert weiterlaufen, so könnte die Kirche bald in ihrem Kern gefährdet sein.

Dieser Kern ist die Apostolizität, die Ausstrahlung und Anziehungskraft und der Angebotscharakter der Kirche, welcher an der Zahl derjenigen Menschen zu messen ist, die sich die Kirche zum Beruf wählen.

DIE APOSTOLIZITÄT DER KIRCHE IST GEFÄHRDET

Es besteht eine verhängnisvolle Wechselwirkung: Die Bevölkerung nimmt dauernd zu, die Seelsorgeaufgaben werden ständig differenzierter, also steigt aus zwei Gründen der objektive Bedarf an Seelsorgern dauernd an. Seit der Jahrhundertwende jedoch hat sich die Zahl der Theologiestudenten nicht wesentlich erhöht. Der Anteil der Theologiestudenten an der Gesamtzahl der katholischen Studenten ist stärker zurückgegangen als in irgend einem anderem Studienfach, nämlich von über 24% auf 5% bei weiter abnehmender Tendenz. Die Kluft zwischen Seelenzahl und Seelsorgerzahl vergrößert sich also ständig; die priesterliche Betreuung wird schlechter. Da nun aber Berufungen zum Priestertum abhängig sind von der kirchlichen Praxis, die kirchliche Praxis aber direkt von der priesterlichen Betreuungsintensität abhängt, haben wir hier einen kumulativen Nachfrageschwund des Priesterberufes! Damit ist die Kirche in ihrem Kern, nämlich in ihrer Apostolizität, gefährdet. Darüber sollten auch die relativ zunehmenden Berufungen zu männlichen Orden nicht hinwegtäuschen. Sie sind nämlich nur eine Sonderbewegung und gleichen den gesamten Rückgang keineswegs aus. Vielleicht sind sie auch nur eine Folge der selektiven Wirkung des gegenwärtigen Priesterbildes: Wenn Weltdistanz und Exklusivität des gegenwärtigen Priesterbildes den Ordenspriester gewissermaßen als den konsequenten Priester erscheinen lassen, und wenn andererseits die Orden eine Lebensgemeinschaft anbieten, die die Furcht vor Isolation weitgehend mindert, so ist der verstärkte Zudrang zu den Männerorden erklärlich.

Aber diese Sonderbewegung kann die Vertiefung der Kluft zwischen Seelenzahl und Seelsorgerzahl nicht verhindern. Auch dann nicht, wenn alle Ordenspriester in der Seelsorge stünden.

WO BEGINNT DER WEG ZU EINEM NEUEN PRIESTERBILD?

Ein positives Priesterbild zu entwerfen, ohne die Ursachen für das gegenwärtig negative Priesterbild genauestens zu kennen, wäre vermessen. Umgekehrt dürfen wir hoffen, aus einer Analyse der Ursachen des gegenwärtigen Priesterbildes Möglichkeiten für die Projektion eines positiven Bildes vom Priester zu gewinnen.

Das Priesterbild hat zwei Quellen: Gründe, die im Priesterberuf selbst und in der Wirklichkeit des priesterlichen Berufs liegen, und Gründe, die im Prozeß der Meinungsbildung über das Priestertum zu finden sind. Theoretisch gäbe es keine bessere Möglichkeit, ein positives Priesterbild zu entwerfen, als den Priesterberuf so zu gestalten, daß er den Erwartungen

der heutigen Jugend entspricht, ohne den Auftrag Christi aufzugeben dort, wo er zu unabänderlichen Berufsmerkmalen des Priesters geführt hat. Eine Anpassung des Priesterberufs würde das Bild des Priesters sozusagen automatisch verbessern. Sie ist jedoch der Leitung der Kirche vorbehalten. Wir beschränken uns hier auf den Prozeß der Meinungsbildung über das Priestertum und müssen dann allerdings von all unseren Vorschlägen einschränkend sagen, daß sie natürlich noch keine endgültige Lösung des Problems sein können. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, dem gegenwärtigen, für die Kirche überaus schädlichen Priesterbild entgegenzuwirken. Und deshalb wollen wir im folgenden versuchen, aus der Kausal-Analyse Möglichkeiten für die Projektion eines positiven Priester-Bildes abzuleiten.

DAS PRIESTERTUM MUSS WIEDER ZUM ANGEBOT WERDEN

Die Kirche hat den Priester bisher primär vom Amt, von seinem Dienst an einem ortsgebundenen Altar her definiert. Das ist das Bild vom Opferpriester, das uns die Geschichte schon in vorchristlicher Zeit zeichnet. Und in dieser „Darbietungsform“ wird er auch in der konkreten sonntäglichen Wirklichkeit erlebt. Bei dieser Tätigkeit ist er — dogmatisch wie auch praktisch — ein bloßer Kommunikationskanal für die Sakramente. Er bleibt ohne personale Bedeutung. Aber auch die individuellen Leistungen wie Predigen und Beicht hören wirken unpersönlich, da sie primär Seelsorge im engeren Sinn, nicht Lebensberatung sind. Eine solche ganzheitliche Lebensberatung bietet er nirgendwo. Das Amtspriestertum aber wird von niemandem als Lebensberatung empfunden. Daher zeigt das Priesterbild den Priester als formalisierten, von der Welt distanzieren Beruf.

Der Priester hat die Liturgie zum Beruf. Liturgie ist eingefrorene Kommunikation. Bei der Liturgie wird ein Minimum von Neuem und ein Maximum von Altbekanntem dargeboten. Das personale Element der an der Liturgie beteiligten Partner ist weitgehend reduziert. Auch die Predigt gehört immer noch einem einpoligen Kommunikationsstil an, der dauernd an Interesse verliert. Die klassischen Kommunikationsformen der Kirche also sind nicht mehr aktuell. Liturgie wirkt in einer dynamischen Gesellschaft anachronistisch und wird auch nach der Liturgiereform diesen Charakter behalten. Der Priesterberuf muß solange zu einem wettbewerbsfremden Priesterbild führen, als er primär von der liturgischen Tätigkeit her definiert wird.

Es ist nicht zu erwarten, daß der Amtspriester wieder einmal als Angebot an die Jugend empfunden wird. Man wird sich also fragen müssen, wie weit der Priester von seiner Dienstfunktion her, etwa als Dienstleistungspriester, bestimmt werden könnte, d. h. als Priester, der einen professionellen, effizienten, spezialisierten, ganzheitlichen Beratungsdienst anbietet und daher selbst als Berufsangebot gelten kann.

ES FEHLT EIN KLARES BILD DES PRIESTERS VON MORGEN

Päpstliche Enzykliken beschreiben das Priestertum in seinen ewigen Aufgaben — was das Gottesvolk von ihm erwartet und braucht, fehlt in der Aufreihung theologischer Ausgangsdaten. Priesterliche Schriftsteller schreiben immer von neuem über das Sollbild, über den idealen Priester. Was für einen Menschentyp sie sich als ihren Nachfolger wünschen, welchen Charakter sie nach ihrer eigenen Erfahrung am liebsten im Priesteramt sehen würden, das verschweigen sie allzuoft. Selbst die detaillierten Anweisungen an Priestererzieher enthalten mehr negative Kriterien, die zum Ausschluß von Kandidaten führen, als positive Hinweise für ihre Förderung. Der Kandidat selbst kann kaum an irgendeinem Maßstab prüfen, ob er in Frage kommt für das Priestertum. Und keiner kann irgendwo erfahren, ob die Kirche von morgen Strategen oder Taktiker, Diplomaten oder Pioniere, Missionare oder Verwalter brauchen wird. Mit diesem Fehlen zukunftsbezogener Informationen gerät der Priesterberuf in Rückstand gegenüber den vielen Berufen, die vorwiegend oder gar ausschließlich mit ihren Zukunftsperspektiven werben. Und der eschatologische Charakter des Priestertums geht völlig verloren, wenn nicht einmal für die nahe Zukunft eine Konzeption sichtbar wird.

DIE INFORMATIONSBEREITSCHAFT MUSS GESTEIGERT WERDEN

Das Angebot eines zukunftsgerichteten Berufes bedarf einer klaren, offenen Sprache. Bisher hat die Kirche in Bezug auf den Priesterberuf keine übertriebene Informationsbereitschaft gezeigt. Daher weist das Priesterbild einige Lücken auf, die auf kirchliche Meinungssteuerung zurückgehen. Wir meinen die materielle Sicherheit und die Möglichkeiten des Aufstiegs. Objektiv hat der Priesterberuf in Deutschland eine ausreichende, fast beamtenmäßige Sicherheit. Weder Priester noch Priestereltern müssen befürchten, unversorgt zu bleiben. Objektiv hat der Priesterberuf die größte Intergenerationenmobilität, also den größten Aufstieg vom Vater auf den Sohn, aller Berufe, denn 94 % der deutschen Priester sind Erstakademiker, haben also persönlich einen meßbaren sozialen Aufstieg erlebt. Zwar sind dann wieder die Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb des Priesterberufs begrenzt, weil die Mittelschicht fehlt und nur etwa 4 % der Geistlichen in höhere Verwaltungspositionen aufrücken. Die Lebensläufe der deutschen Kardinäle sind jedoch ein Beispiel für ganz unvergleichliche Aufstiegsmöglichkeiten dort, wo Intergenerationenmobilität und Berufsaufstieg in ein und derselben Person zusammenfallen. Und dennoch — dem Priesterbild fehlen die Merkmale der materiellen Sicherheit und alle Laufbahn-Aspekte. Die Kirche wollte wohl durch ein Verschweigen dieser Angebotsmerkmale die Reinheit der Motivation ihrer Priesterkandidaten gewährleisten. Das mag in der Vergangenheit richtig gewesen sein, heute jedoch wirkt es wettbewerbsfremd. Denn zunächst

müßte man genauer untersuchen, ob gesunder Ehrgeiz und normales Absicherungsbedürfnis tatsächlich so unreine Motivationen darstellen, daß sie ein Hindernis zum Priestertum bedeuten. Sodann müßte man dagegenhalten, ob nicht die gegenwärtige Praxis zu Selbsttäuschungen verleitet, wo Motivreinheit gewahrt werden soll.

Noch ein besonders instruktives Beispiel, wie schädlich sich mangelnde Informationsbereitschaft auswirkt: In der Meinung der Oberschüler ist zum Priesterberuf eine außerordentliche Berufung in Form eines übernatürlichen Erlebnisses notwendig. Das läßt sich durch die offizielle Lehrmeinung widerlegen. Dennoch wird diese Meinung ständig dadurch induziert, daß der Priesterberuf aus der Reihe anderer Berufe — allein schon sprachlich durch die Endsilbe *ung* — herausgehoben und dem Vergleich entzogen wird. Ja selbst dort, wo von Berufswahl statt von Berufung gesprochen wird, wird der übernatürliche Charakter dargestellt, wenn etwa ein Bischof schreibt: „Erfleht Euch in Euren jungen Jahren oft von Gott die Gnade zu einer hochherzigen Antwort auf seinen Anruf, die Gnade einer guten Berufswahl“. Hier wird allein schon durch die Sprechweise der Priesterberuf wettbewerbsunfähig gemacht. Zeitgemäß wäre es, die eigene Informationsbereitschaft zu steigern und auch über bisher tabuierte Fragen zu berichten. Und es sind ja nicht Informationen, die schädlich wirken, sondern Darstellungsweisen von Informationen. Insofern wäre es sinnvoller, sich mit der Ausarbeitung von Argumentationen zu befassen, als mit der Zensur von Informationen, die doch nicht auf die Dauer verhindert werden können. Zensiert werden sollten vielmehr all die sprachlichen Äußerungen, die gegen die Kirche wirken, obwohl ihre Verfasser guten Willens sind.

EIN ANGEBOT VERLANGT NACH TREFFENDER SPRACHE

Die Kirche äußert sich über das Priestertum nicht nur in Lehrmeinungen, sondern auch in Kleinschriften, Rundfunksendungen und persönlichen Gesprächen von Seelsorgern. Der Gläubige interessiert sich nicht für den Unterschied zwischen Lehrmeinung und privater Stellungnahme. Er achtet nur darauf, wer der Sender ist. Und alles, was unter katholischem Absender ausgesandt wird, wirkt als Äußerung der Kirche. Erst recht etwa die Publikationen eines Päpstlichen Werkes. Darüber hinausgehende theologische Unterscheidungen werden nicht gemacht.

Wir müssen daher alle Äußerungen im kirchlichen Raum gleichermaßen ernst nehmen. Wir dürfen uns nicht auf eine Inhaltsanalyse der Aussagen über den Priesterberuf beschränken, sondern müssen auch die unbeabsichtigten Nebenwirkungen der Sprache über den Priesterberuf beachten. Wenn wir Wortschatz und Abstraktionsgrad, Syntax und Redewendungen kirchlicher Veröffentlichungen auf ihre Wirkung auf Hörer und Leser

prüfen, kommen wir zu einem „induzierten Bild“ der Kirche, des Priesters und seines Arbeitsfeldes, der Welt.

Eine solche Untersuchung ist — mit den Mitteln der Sprachwissenschaft — durchgeführt worden.

Danach läßt sich die bisherige Priesternachwuchswerbung nur als Anheuern auf ein sinkendes Schiff bezeichnen: Die Menschen der Welt sind religiöse „Blindgänger“. Ihre „oberflächliche und unchristliche Haltung verhindert das Opfer der Lebensweihe und schnürt einen Lebensnerv unserer Glaubensgemeinschaft ab“. Ihre Kultur verführt mit dem „entarteten, filmischen Menschen unserer Tage“ einen „Totentanz“. Und die Kirche? Sie steht ganz woanders. Sie ruft den Priester heraus zu sich, um ihn später in der Welt auf verlorenen Posten zu stellen, ohne ihm aber dort irgendeine Erfolgsmöglichkeit, irgendeinen Lohn für seine gute Arbeit schon hier auf Erden versprechen zu können. Dieses Modell einer Welt, die mit der Kirche hoffnungslos entzweit ist, und eines Priesters, der die Welt nicht mehr zur Kirche zurückholen kann, liegt vielen kirchlichen Veröffentlichungen und ihrer Schwarz-Weiß-Malerei, ihrer kitschigen Temperatur und ihren wehmütigen Schilderungen intakter Restmilieus zugrunde.

Eine solche Sprache ist verräterisch. Sie offenbart den Versuch einer Selbstentlastung, als ob die Welt allein schuldig sei für ihre Distanz von der Kirche. Als ob die Kirche jederzeit das Angebot Gottes leuchtend vortragen hätte. Ja sie offenbart sogar, daß die, die so sprechen, keinen Plan und kaum noch Hoffnung haben, die Fortbewegung der Welt anzuhalten oder rückgängig zu machen.

Diese Sprache ist schädlich, denn sie wirkt abstoßend gerade auf die Zielgruppe, die sie gewinnen soll, auf den Priesterkandidaten. Noch steht er ja in der Welt, noch identifiziert er sich mit ihr, noch fühlt er sich solidarisch mit seinen Zeitgenossen. Die Welt reizt ihn als Arbeitsfeld, als reifes Erntefeld. Jede schablonisierte Kritik an ihr, jede Unterstellung ihrer Alleinschuld fordert seinen Gerechtigkeitssinn heraus. Eine Abwertung der Welt wirkt auf ihn als Abwertung seiner eigenen Herkunft und seines künftigen Arbeitsplatzes.

Luftfahrtgesellschaften bieten ihren Stewardessen modernste Flugzeuge und den „Duft der großen weiten Welt“. Hüttenwerke bieten ihren Facharbeitern vollautomatisierte Arbeitsplätze im Wert von 1/4 Million DM, in denen der Produktionsablauf souverän im Bildschirm verfolgt werden kann. Wer kann, wirbt mit seinem Arbeitsplatz. Nur die Kirche bringt es fertig, ihr Arbeitsfeld ständig abzuwerten. Durch diese Abwertung wird der wichtigste Beruf der Kirche vollends aus dem Wettbewerb herausgenommen.

Doch die Sprache der Kirche ist nicht nur dem Priestertum unangemessen, sondern wahrscheinlich der Botschrift Christi überhaupt. Vom Priestertum

wird in Bildern gesprochen, die längst nicht mehr positiv wirken, geschweige denn verstanden werden (Hirt und Herde). Wo neue Bilder versucht werden, treffen sie den Kern des priesterlichen Berufes in keiner Weise (das hier mehrfach zitierte Bild vom Priester als Lautsprecher Gottes kann doch schon deshalb nicht zutreffen, weil der Priester kein technischer Verstärker des Gotteswortes ist, sondern einer, der das Wort Gottes schöpferisch an konkrete Personen anzupassen hat). Hinzukommt, daß neuerdings auch die Liturgie die Unangepaßtheit der Sprache der Kirche deutlich macht, und zwar paradoxerweise dann, wenn sie an die Muttersprache „angepaßt“ wird. Hier zu erörtern, wie das Problem der entstehenden Sprache der Kirche auf die Dauer gelöst werden soll, ist nicht unsere Aufgabe. Doch sollte jeder an seiner Stelle mitwirken, daß wenigstens die Worte, in denen über das Priestertum gesprochen wird, wieder gewogen werden, so wie es einem Beruf geziemt, der nicht zuletzt mit dem Mittel des Wortes die Kommunikation zwischen Gott und dem Menschen fördern soll. Die Sprache der Kirche darf nicht länger verstellen, was sie erhellen soll.

WERBEWEGE DES PRIESTERBILDES — ZUR TRADITION GEWORDENER ZUFALL?

Unsere Vermutung, daß die Meinungsbildung über den Priesterberuf nahezu sich selbst überlassen blieb, erhärtet sich weiter, wenn wir die Wahl der Medien für das Priesterbild analysieren. Ein bedeutendes kirchliches Werk, das sich die Förderung der geistlichen Berufe zum Ziel gesetzt hat, hat bis in die unmittelbare Vergangenheit hinein Mütter als Medien gewählt. Sie wurden beeinflußt, ihre Söhne Gott zu weihen, ja sogar der Kirche zu schenken, bevor sie empfangen waren. Wir alle kennen die Gefahr der Feminisierung des Priesterbildes. Kann es frommen Müttern überlassen bleiben, das Priesterbild mitzuprägen? Welchen Einfluß hat heute noch die Mutter auf die Berufswahl ihres Sohnes? Soll überhaupt der Notstand an Priesterberufen publiziert werden?

Ein zweites Beispiel: Bischöfliche Konvikte und Seminarien wurden wohl zumeist deshalb gegründet, weil man priesterliche Studienräte auf kirchlichen Schulen für den besten Weg zum Priestertum hielt. Stimmt das heute noch? Können Studienräte zwei Herren dienen? Können sie Seelsorger bleiben, wenn sie in der dominierenden Rolle des Lehrers auftreten müssen, oder muß nicht die ganze Frage der Präsenz des Priesters an der Schule neu überprüft werden? Ökonomisch gefragt: Lohnt sich die weitere Verschärfung des Priestermangels durch eine immer noch steigende Freistellung von Priestern für den Schuldienst?

Und noch ein drittes Beispiel: Bisher hat sich die Kirche beschränkt auf die Belieferung der konfessionellen Presse mit Nachrichten über das Priestertum. Inwieweit diese Organe insgesamt ein positives Priesterbild zei-

gen, mag dahingestellt sein. Jedenfalls bestehen keinerlei Beziehungen zur weitaus einflußreicheren Bildpresse. Initiativen dieser Presseorgane wurden bisher immer wieder abgelehnt mit der Begründung, daß sich die Kirche nicht in die Nachbarschaft einer Presse begeben darf, die sich der Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Lesergemeinde widmet. Die Folge ist nun, daß dort, wo überhaupt über das Priestertum berichtet wird, kritische und keinesfalls im Sinn der Kirche liegende Berichte erscheinen. Pragmatische Gründe würden dafür sprechen, diese Berichterstattung zu beeinflussen durch ein freiwilliges Angebot von Nachrichten. Doch könnte man durchaus auch einmal darüber reflektieren, in welche Nachbarschaft Christus sich begab, als er seine Botschaft vortrug. Wenn das Priestertum ein universaler Beruf bleiben oder wieder werden soll, dann muß über das Priestertum in allen Medien berichtet werden, und man wird die Medien völlig neutral als Vehikel der kirchlichen Verkündigung betrachten müssen.

WELCHE ZIELGRUPPEN SIND INTERESSANT?

Auch an den Zielgruppen der kirchlichen Meinungsbildung über das Priestertum läßt sich zeigen, wie Zufälle zu Traditionen werden. Wer wird angesprochen? Ministranten, Jugendgruppen, berufsständische Vereinigungen, natürlich auch die Schüler bischöflicher Anstalten. Insgesamt Gruppen also, die bereits bestehen und die sich von vornherein als konfessionelle Gruppe konstituiert haben. Ein Unternehmen der Wirtschaft würde sich mit solchen „präexistenten“ Zielgruppen kaum zufriedengeben. Man denke nur daran, wie die großen Verlage ihre Lesergemeinden nach soziologischen, psychologischen — ja psychoanalytischen — Kriterien selber zusammenstellen. Oder wie sich Mineralölunternehmen ihre Konsumentengemeinde schaffen, pflegen, bestätigen und erhalten. Immer gehen solche Zielgruppenformierungen von einer Bedürfnisanalyse der Umworbene aus. Die Kirche hat leider noch nicht die „Markttransparenz“, die dazu nötig wäre, Zielgruppen schöpferisch zusammenzustellen. Doch können wir sicher sein, daß der Priester der Zukunft ein zielgruppenbewußter, ja sogar zielgruppenspezialisierter Priester sein wird und daß die Kategorien einer rein territorialen Aufgliederung der Gemeinde ihm nicht mehr genügen werden. So sollte man sich jetzt schon die Frage stellen, welche Zielgruppen für ein neues Priesterbild empfänglich sein und wie sie in ihrer besonderen Interessenlage gezielt angesprochen werden könnten.

Bei unserer Untersuchung der Gründe für die Negativität des empirischen Priesterbildes sahen wir, daß das von der Kirche propagierte Priesterbild weder dem Wettbewerb der Berufsbilder, noch den Anforderungen des Marktes der Meinungen entspricht. Es ist diffus und nicht den Gesetzen

der Publizität entsprechend gestaltet. Es wird über traditionelle oder meistens nur zufällige Werbewege geleitet, die einer Überprüfung nicht immer standhalten würden. Und es richtet sich an Zielgruppen, deren Erwartungen an die Kirche weitgehend unerforscht sind.

EINE BEFREIENDE EINSICHT: DIE KIRCHE HAFTET FÜR DAS PRIESTERBILD

Unsere Analyse hat ferner gezeigt, daß die Merkmale des empirischen Priesterbildes sich nahezu lückenlos auf den kirchlichen Sender zurückführen lassen. Das offizielle lehramtliche Priesterbild zeigt den Priester starr programmiert, ohne Dynamik und Anpassungsfähigkeit. Die kirchlichen Aussagen über den Priesterberuf verschweigen ausgerechnet die wenigen Merkmale, in denen er objektiv wettbewerbsfähig sein könnte. Die unbeabsichtigten Induktionen kirchlicher Äußerungen verraten Planlosigkeit und Hoffnungslosigkeit. Sie lassen eine erstaunliche Kluft vermuten zwischen der lehramtlichen Einstellung zur Welt und der tatsächlichen Haltung ihrer Verfasser.

Eine zweite, noch wichtigere Quelle für das empirische Priesterbild ist die objektive Berufswirklichkeit des Priesters. Das empirische Priesterbild gibt die objektive Berufswirklichkeit nicht falsch, sondern im wesentlichen treffend wieder. Man denke nur daran, wie aktuell die Probleme der Isolation und des Kommunikationsaustausches von Priestern selbst empfunden werden. Die Übertragung von Informationen aus der Berufswelt in die Welt der Meinungen folgt jedoch einer eigentümlichen Logik. Daher wirken einzelne Aussagen falsch. Das ist aber kein Grund, sie nicht ernstzunehmen. Es ist ein Grund, nach ihrem wahren Kern zu forschen.

Daß die Kirche am gegenwärtigen negativen Priesterbild maßgeblich beteiligt sei, mag erstaunlich, mag für manche unerfreulich sein. Es wäre zumindest einfacher, feststellen zu können, daß dieses Priesterbild auf Falschmeldungen und Störversuche zurückgeht. Auf Kirchengegner etwa, die den Priester herabsetzen und in ihm die Kirche treffen wollen. Das Gegenteil ist der Fall: Die Vermittlungsleistung der Kirche hinkt hinter den weltlichen Meinungsbildern her.

In Wirklichkeit aber gibt es für uns alle keine befreiendere Nachricht als diese, daß die Kirche für ihr Priesterbild haftet. Wären die Feinde der Kirche Urheber dieses Bildes, dann müßte die Kirche hinnehmen, daß der Auftrag Christi gefährdet wird. So aber liegen beide Realitäten, die korrekturbedürftig sind, in ihrer eigenen Hand: der Arbeitsplatz des Priesters und das Bild des Priesterberufs.

Wir beschränken uns auf die Korrektur des Priesterbildes.

DER PRIESTER BLEIBT DAS WICHTIGSTE KOMMUNIKATIONSMITTEL DER KIRCHE

Die Gestaltung eines positiven Priesterbildes beginnt beim Priester selbst. Er ist und bleibt das wichtigste Kommunikationsmittel der Kirche und ist als personales Medium unersetzbar. Alle Werbemittel und Publikationen der Kirche werden — wie ihre Gebäude — immer auf den Seelsorger angewiesen sein und nie wesentlich mehr sein als Fortführung seiner Gespräche, verlängerte Arme für ihn. Also muß der Priester sich selbst als entscheidenden Faktor in diesem Kommunikationsprozeß verstehen. Er darf sich nicht scheuen, sein Verhalten so einzurichten, daß sich seine Wirksamkeit ständig steigert.

Er darf sich auch nicht scheuen, den Erfolg seines Wirkens bei den Zielgruppen seiner Tätigkeit zu beobachten und auszuwerten. Das ist noch lange keine persönliche Eitelkeit, sondern nichts weiter als elementare Orientierung am Erfolg, Voraussetzung jeder Optimierung. Der priesterliche Beruf ist keineswegs dadurch ausgezeichnet, daß er sich selbst den Erfolg versagen soll. Im Gegenteil, ihm ist ein großer Erfolg versprochen worden, wenn auch der größte Teil dieses Erfolges im Unsichtbaren bleiben wird.

WO BLEIBT DAS KREUZ?

Wenn nun die Frage gestellt wird, wo das Kreuz in dieser Betrachtungsweise bleibt, müssen wir die Gegenfrage stellen, was ist das Ziel des Christenlebens und des Priestertums? Ist es das Kreuz? Ist das Kreuz das letzte Ereignis des Evangeliums, auf das dann nichts mehr folgt? Bringt uns die frohe Botschaft nichts weiter als eine Aufforderung zum Leiden, zur Erfolglosigkeit? Dann wäre man in der Tat berechtigt, dem Priestertum jeglichen Angebotscharakter abzusprechen. Dann dürften Opfer ohne Begründung und Verzicht ohne Sinngebung gefordert werden.

Wie aber, wenn uns Verklärung, Auferstehung und eine neue Erde versprochen worden sind? Ist dann das Kreuz nicht nur der Durchgang dazu, der Weg dorthin und der Preis dafür? Bitte prüfen Sie als Theologen und Priesterseelsorger einmal diese Frage, von der für das werbliche Verhalten der Kirche so viel abhängt. Prüfen Sie, ob Werbung eine kosmetische Operation am Antlitz der Kirche sein soll oder eine Entfaltung ihres Kerns.

Es wäre durchaus möglich, den Kern des Berufsangebots der Kirche zu einem Bild zu entfalten, das neu und werbewirksam wäre. Dazu müßten jedoch gleichzeitig einige Berufsmerkmale abgeändert werden. Eine solche Änderung bleibt der Leitung der Kirche vorbehalten. Unsere Aufgabe kann es nur sein, einen Gegenentwurf zum empirischen Priesterbild zu gestalten.

Dabei unterliegen wir einer doppelten Einschränkung unserer Gestaltungsfreiheit: Wir haben die Erwartungen der Jugend, aber auch die gegenwärtigen Gegebenheiten des Priesterberufs zu berücksichtigen. Ein positives Priesterbild muß glaubwürdig und am gegenwärtigen Beruf überprüfbar sein.

DAS POSITIVE GEGENBILD: DER PRIESTER MITTEN IM LEBEN

Wir zeigen den Priester nicht mehr isoliert, sondern in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit anderen Priestern. Wir schildern Priester, die sich an den Rand ihrer Gemeinde begeben — in Hüttenwerke und Gefängnisse, zu Halbstarken und Gastarbeitern. Wir zeigen Priester, die den traditionellen „hochwürdigen“ Kommunikationsstil umkehren und zuhören, bevor sie sprechen, fragen, wo sie keine Antwort wissen, und zupacken, bevor sie andere einspannen. Auf Grund dieses Verhaltens erleben sie Freude und Ermutigung, ein Quentchen Erfolg und ein wenig Anerkennung — genug jedenfalls von all diesem, um mit Freude weiterarbeiten zu können.

Liturgie ist für diese Priester nicht mehr Selbstzweck und Alleingang. Ihnen begegnet Christus nicht nur im Zeichen, nicht nur im Kirchenraum, sondern im Mitmenschen, wo immer dieser auch stehen mag. Und darum unterstellt sich der Priester, den wir hier zeigen, nicht nur der Kirche, sondern auch der Welt und den Mitmenschen, die ihm konkrete Aufgaben stellen. In dieser doppelten Unterstellung unter Christus und die Empfänger seiner Botschaft versucht er, schöpferische Vermittlung zu leisten und durch diese Vermittlungsleistung zu wachsen.

Als Priesterseelsorger sind Sie, meine hochwürdigen Herren, schon heute eine Vorwegnahme der Zukunft, nämlich zielgruppenspezialisierte Priester. Da sie sich an die Multiplikatoren der kirchlichen Meinungsbildung — die Priester — wenden, gehören sie zur ersten Staustufe im Kommunikationsprozeß der Kirche. Ihre Aufgabe ist es daher, das Priesterbild mitzugestalten. Wenn Sie diese Chance richtig nutzen, werden Sie den Priester entlasten, das Priestertum wieder zum Angebot machen und der Kirche die Initiative zurückgeben. Helfen Sie mit, die Vermittlungsleistung der Kirche zu verbessern!

Es gibt keinen besseren Beginn dafür als das Bild Ihres Berufs.